

Sehr geehrte Frau Grosse, meine Damen und Herren, als ich zu diesem Vortrag eingeladen wurde mit der Bitte, nach einem historischen Rückblick in der Sicht „von außen“ über die Besonderheit dieses Rathauses in Mainz zu sprechen, stellten sich mir zwei Fragen: Was bedeutet es für eine Stadt, wenn sich über Jahrhunderte die Bürgerschaft zuvor kein eigenes architektonisch bedeutsames Zeichen ihrer Gemeinschaft gegeben hat? Und: Welche Folgen hat das Fehlen eines in der Erinnerung verankerten historischen Gebäudes für die Erwartungen der Bürger an einen Neubau, der erst spät, in einer Zeit ohne konventionell gesicherte Formensprache am Ende 1960er Jahre entworfen wurde?

Seit dem Aufblühen der Städte im Mittelalter war das Nebeneinander von Kirche, Rathaus, Markt und Burg zugleich die Ordnungsprinzipien einer Gesellschaft allgemein verständlich ihren gebauten Ausdruck fanden. So beispielsweise auch in Darmstadt, der Stadt aus der ich komme: Markt, Rathaus, Stadtkirche, im Rücken das Schloss, aus einer alten Wasserburg hervorgewachsen. Bis heute prägt dieses Ensemble trotz Krieg, Zerstörung und Wiederaufbau das Bild der Stadt. Auch wenn zentrale Funktionen der Stadtverwaltung inzwischen anderenorts untergebracht sind, bleibt das Alte Rathaus wie in vielen Städten ein wichtiger mentaler Bezugspunkt im Bewusstsein der Bürger.

Nein, keine Sorge, ich werde jetzt nicht allgemein das Rathaus und seine Geschichte zum Thema meines Vortrags machen, nur einige kurze Schlaglichter werfen: In vielen Städten spiegelte sich der Bürgerstolz in Rathäusern unterschiedlicher Größe und Form. Von Siena bis Bremen ließe sich ein weiter Bogen schlagen.

Mit der Nationalisierung der Massen und der rapiden Verstädterung im Zuge der Industrialisierung verlangte der Rathausbau nach neuen Formen der Repräsentation. Von Paris über Berlin bis Wien wurden Bezüge zur Geschichte sichtbar und in allgemein verständlichen Formen lesbar. Das Pariser Rathaus beispielsweise zeigt diverse Motive französischer Schlösser, in Berlin sind regionale Traditionen des Backsteinbaus aufgenommen, am Wiener Ring wurde das Regelwerk des Historismus vorgeführt:

Das Parlament zeigt das Repertoire des Klassizismus, das Theater erscheint im Kostüm des Neobarock, das Rathaus, verweist mit seinen neugotischen Formen auf die mittelalterliche Blüte der Stadtkultur. Solchen Vorbildern folgten auch die neueren deutschen Rathäuser zwischen Hamburg – hier im Bild - und München, bis heute als Zeichen kommunaler Autonomie im Bild der Stadt und im Bewusstsein der Bürger verankert; die sakrale Wirkung solcher Verwaltungs-Kathedralen war zur Würdigung der Bürgerrechte durchaus erwünscht. Anders in Mainz, wir blicken zurück.

Auch hier gab es einst ein Rathaus, kein prächtiges zwar, aber mit benennbarem Ort in der historischen Mitte der Stadt. „Das Rathaus fügte sich in seiner marktnahen Lage und seiner Gestaltung als frühgotischer Zweck- und Repräsentationsbau gut in die Reihe anderer, besser bekannter deutscher Rathäuser der Zeit um 1300 ein“, so wird berichtet, hier in Bildmitte zwischen dem Heilig-Geist-Hospital und dem Eisenturm zu sehen. Doch schon seit 1526 diente die Münze am Markt als Rathaus. „Mit dem Verlust der Stadtfreiheit im Jahre 1462 hatte das erste Rathaus am Brand seine Funktion verloren und verschwand im vorigen Jahrhundert ganz. Rund 500 Jahre hatten die Mainzer kein eigenes Rathaus“, so erinnerte Oberbürgermeister Jockel Fuchs in diesem 1984 erschienen Buch *Die Mainzer und ihr Rathaus*. Ein offenbar schwieriges Verhältnis: Erst „700 Jahre nach dem Bau des ersten Rathauses, das nur einen Steinwurf weit von dem neuen entfernt stand, haben Rat und Verwaltung dieser Stadt ein neues Domizil bekommen.“

Die Folgen solchen Mangels beschrieb der Kulturdezernent Anton Maria Keim mit nüchternen Worten: „Jahrhundertlang war der Name Rathaus für die Stadt-Mainzer ein fremdes Wort, fremd im Klang, fremd von der Sache her. Auch der Begriff ‚Stadthaus‘ ging mit dem so benannten Verwaltungsgebäude in der gleichnamigen Straße im Bombenhagel des Kriegsjahres 1942 unter.“ Zwischen 1786 und 1942 war das Stadthaus, nach Umbau des alten „Brauhaus am spitzen Würfel“, schon durch den Namen ‚Stadthaus‘ nur als Verwaltungsbau, nicht als Rathaus anerkannt.

Ein „richtiges“ Rathaus blieb Mangel und Thema. 1843 legte der Mainzer Provinzialbaumeister Ignatz Opfermann Pläne für einen Neubau am Gutenbergplatz vor, der im Stadtrat jedoch keine Zustimmung fand. Rund 20 Jahre später folgte ein Wettbewerb für den gleichen Standort, der jedoch durch Streit im Preisgericht ergebnislos blieb,

zumal andere Baumaßnahmen wie die Kanalisation der Innenstadt hohen Finanzaufwand erforderten. Nachdem dieser Wettbewerb fehlgeschlagen war, erweiterte Stadtbaumeister Kreyßig das Stadthaus 1874 um ein Stockwerk und einen repräsentativen Ratssaal, doch wurden die insgesamt beengten Raumverhältnisse weiter als Mangel empfunden.

Mit dem Erstarren des nationalen und des bürgerlichen Selbstbewusstseins infolge der Reichsgründung 1871 entstanden vielerorts neue Rathäuser, so auch in Wiesbaden, wie man in der Nachbarstadt Mainz nicht ohne Neid bemerkte. Hier hatte ab 1885 der berühmte Architekt des Münchner Rathauses, Georg von Hauberisser, direkt neben der neogotischen Marktkirche einen prachtvollen Neubau errichtet. Wenig später wurde in Mainz ein Wettbewerb zur Neuordnung des Quartiers zwischen Großer Bleiche und Kaiserstraße mit Christuskirche ausgeschrieben: Hier sollte ein neues Zentrum mit Rathaus, Bibliothek, Museum und Schule entstehen.

Mit dem 1. Preis wurde im Jahr 1900 der Beitrag von Friedrich Pützer ausgezeichnet, Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt, prominenter Vertreter des damals neuartigen, so genannten malerischen Städtebaus. Hier sehen Sie die Neugestaltung des Quartiers am Rhein mit den für Pützer typischen, geschwungenen Straßenzügen: Rechts die Christuskirche, links das Rathaus am Schlossplatz, mit einem mächtigen Rathausturm, der die benachbarte Christuskirche weit überragen sollte. Die Fachpresse war begeistert: „Diese Abbildung gibt uns ein anschauliches Bild dieses interessanten Platzes, bei dem durch die Bogenabschlüsse der einmündenden Straßen, durch die gruppierten, in lebhaften Umrisslinien gehaltenen Fronten der Profanbauten, durch ...Giebel, Türmchen und Dachreiter und durch den das Rathaus bezeichnenden Turm ein Bild von höchstem malerischem Reiz geschaffen worden ist.“ Auch andere Abbildungen lassen ein sorgsam komponiertes Ensemble erkennen, wie dieser Blick von der Rampe aus zeigt: Links der Rathausturm, rechts das Schloss, in der Mitte die Silhouette der Christuskirche.

Sein städtebauliches Repertoire konnte Pützer in diesem Jahr 1900 in Darmstadt erproben. Hier entwarf er mit geschwungenen Straßen und Raumfolgen das Paulus-Viertel, bis heute das schönste Wohnquartier der Stadt, mit der Pauluskirche als Krönung, in unterschiedlichen Perspektiven immer wieder anders zu betrachten.

Pützer liebte Türme im Stadtbild: Der markante Hochschulturm wurde 1904 errichtet, und auch durch seine Rathausentwürfe hatte sich Pützer einen Namen gemacht: Hier seine Planungen für Oberhausen oder Mülheim an der Ruhr, jeweils mit Turm. Mit Türmen kannte er sich aus: Sie alle kennen die Lutherkirche in Wiesbaden.

Doch zurück nach Mainz um 1900: Hier der Blick von der Rheinbrücke, in der Mitte der Rathausturm. Solch ein romantisches Bild hätte gut zur Stadt – und mit hoher Architekturqualität auch bestens in diese Zeit der Jahrhundertwende gepasst, doch fehlte den Stadträten offenbar wieder die Entscheidungskraft, einen Plan mit unkalkulierbaren Folgen auch zu verwirklichen. Wie in Mainz üblich, blieb auch diese hoch gelobte Planung folgenlos. Erst drei Jahrzehnte später, erst nach Weltkrieg, Revolution und Besatzungsregime wurden neue Pläne erarbeitet. Unterdessen hatte sich auch in der Architektur eine Revolution hin zur Moderne ereignet.

Im Herbst 1930 legte das Hochbauamt in einer zeittypischen Mischung aus Monumentalität und Sachlichkeit den Entwurf eines Neubaus mit 11-geschossiger Hochhausscheibe zwischen Großer und Hinterer Bleiche vor, eingebunden in den Block der Golden-Roß-Kaserne. Doch nicht nur im Hinblick auf die Verkehrsprobleme wurde das Projekt kritisiert. In der Presse war zu lesen: „Die nicht unschönen Barockbauten dort kurzerhand niederreißen zu wollen, wäre ein unsinniges Verlangen, so etwas kann auf bessere Zeiten verschoben werden, wenn unsere Begriffe über Architektur nicht mehr so verschroben und unreif sind wie bisher.“ In maßlosen Übertreibung wurde diese „Rathausphantasie“ in der Presse 1931 als modernistischer Irrweg verspottet, wie diese Karikatur zeigt.

So folgte bald ein neuer Vorschlag, diesmal in konventionelleren Formen, ein Vorschlag, datiert 1934, der einen monumentalen 4-Flügelbau mit Turm am Ende eines Straßendurchbruchs zwischen Höfchen und Halleplatz vorsah. Doch auch dieses Projekt wurde nicht weiter verfolgt. Nach dem schweren Luftangriff im August 1942 war das Stadthaus zerstört, doch wurden angesichts der Trümmer bald wieder weit reichende Pläne erarbeitet. Die Zerstörung als Chance zu nutzen: Dies war das Motto der Architekten, die ab 1943 im Arbeitsstab Wiederaufbauplanung unter Leitung des Rüstungsministers Albert Speer von Berlin aus erste Vorschläge zum Aufbau der Städte entwarfen. Nach weiteren Angriffen auf Mainz erläuterte im

September 1944 der Gauleiter Jakob Sprenger seine Vorstellungen zur Neugestaltung, in der ein monumentales Gauforum am Rhein nach Planung von Hanns Dustmann die Stadtansicht prägen sollte: „Das neue Forum soll als Gegenpol zum Dom Ausdruck der neuen Zeit sein,“ vermerkte das Protokoll: „Es könnte gebildet werden durch Rathaus, Polizeipräsidium, Parteihaus mit Turm usw., soll aber nicht in Konkurrenz zum Dom treten.“ In den Wirren des Untergangs blieb auch diese Planung folgenlos. Die Zerstörung als Chance zu nutzen:

Dieses Motto war inzwischen in ganz Europa verbreitet. „A great disaster, but a great opportunity“, rief Churchill nach den deutschen Luftangriffen seinen Landsleuten zu. Die erste Broschüre zum Aufbau Londons zeigt einen Offizier nach der Heimkehr: Stahlhelm und Uniform sind abgelegt, er krepelt die Ärmel hoch – und wischt beherzt den alten Stadtgrundriss aus, um auf der Tabula rasa eine neue Stadt zu skizzieren. 1946 werden im Auftrag der britischen Besatzungsmacht die Grindelhochhäuser in Hamburg geplant. Über den niedergelegten Trümmern eines alten Wohnquartiers entstehen auf grüner Wiese in schlanker Stahlkonstruktion elegante Scheibenhochhäuser als Zeichen einer anderen neuen Zeit. Die Franzosen werben indes in ihrer Besatzungszone für den Urbanismus Le Corbusiers. In plakativen Schwarz-Weiß-Kontrasten wird der dunklen Vergangenheit eine lichte Zukunft modernen Städtebaus entgegengestellt. Das ist das Ende der Steinernen Stadt, jetzt heißt das neue Leitbild „Stadtlandschaft“, in Verschmelzung von Landschaft und Siedlungsstruktur, eine Idealstadt auf der grünen Wiese.

Prominente Architekten aus Frankreich planen den Neubau Saarbrückens mit Großflughafen und Autobahnen, ein anderes Beispiel radikaler Modernisierung zeigt der Aufbauplan für Saarlouis, doch die differenzierteste Planung wird für Mainz vorgelegt: Eine Rasterstadt mit Wohnhochhäusern im Park überzieht die zerstörte Neustadt und die Relikte des Barock. Allein der Dom und seine Umgebung bleiben wie Ausstellungsstücke in einem Freilichtmuseum erhalten. Anfang 1946 war der französische Architekt Marcel Lods mit einer Gesamtplanung beauftragt worden, bis hin zu einzelnen Stadtquartieren en détail dargestellt. Vorbild war Le Corbusiers Planung für die zerstörte Stadt St. Dié, mit Hochhaus-scheiben zum Wohnen und öffentlichen Bauten auf einem Plateau über den Straßen. Entsprechend die Vision der neuen Ordnung in Mainz mit einem Verwaltungszentrum auf dem Plateau über

der Schnellstraße mit Blick auf den Rhein. So hätte sie werden können, die neue Mitte, doch wundert es nicht, dass sich dagegen heftiger Einspruch erhob.

Im Gegenzug beauftragte der Oberbürgermeister den prominenten Architekten Paul Schmitthenner mit einem Gegen-Gutachten, und Schmitthenner schrieb ihm zurück: „Wir sind nun einmal ein bettelarmes Volk geworden und unsere Aufgabe wird es sein, trotz dieses Zustandes einige Würde zu bewahren.“ Der Architekt schlug einen Wiederaufbau aus Trümmersteinen in traditioneller Bauweise vor: Hier eine Ansicht der Ludwigsstraße, ausgearbeitet bis ins Detail. Der Straßenzug ist deutlich verbreitert und leitet eine klar konturierte Raumfolge ein, die sich bis zum Rhein hin erstreckt. Dort ist ein großer Platz mit Turm und Rathaus vorgesehen, dessen Hof „geöffnet zum Rhein – darunter der Festsaal“ den Blick zum Fluss freigibt. Seinen Plan vom Oktober 1946 kommentierte der Architekt mit den Worten, in denen er den Neubau, der im Plan als „Rathaus“ bezeichnet ist, im Text jedoch nur „Stadthaus“ nennt: „Bei dieser Überlegung glaube ich auch den Platz für das spätere Stadthaus gefunden zu haben, das am Rhein liegen muss. So schön wie das Rathaus in Stockholm am Meere liegt.“ Mit solchem Vergleich will der Architekt nach Krieg, Niederlage und Besetzung des Landes offenbar auch zur Ermutigung des Selbstbewusstseins der Stadtbürgerschaft beitragen: „Mit diesem Kernstück müsste man anfangen, um durch ein Übersehbares die Hoffnung zu wecken und ein Beispiel aufzustellen für die Gesinnung, zu der wir trotz allem noch fähig sind. Die Großartigkeit wird in der einfachen Größe liegen müssen.“

In etwas anderer Form findet sich dieses 1946 skizzierte Forum am Rhein auch im Gesamtplan zum Wiederaufbau, von 1947, der jedoch ebenso wenig Chance zur Realisierung hatte wie die Planung von Marcel Lods. Schmitthenner wird wegen seiner Verstrickung ins Nazi-Regime und seiner konservativen Architektur scharf angegriffen, während Lods durch den Machtverlust der Franzosen an Boden verliert. Im Spannungsfeld zwischen radikaler Moderne und traditionsorientiertem Wiederaufbau ist die Stadtplanung über Jahre blockiert und das Bauen in Mainz oft nur von kläglichen Kompromissen bestimmt. Symptomatisch dafür war für mich dieser Anblick, den ich über 12 Jahre fast täglich am Bahnhofsplatz sah, seit ich ab 1981 hier an der Universität tätig war, bis heute ein nicht gerade betörender Stadteingang. Doch zurück.

Seit 1945 hatten sich Stadtrat und Stadtverwaltung in der ehemaligen Kunstgewerbeschule am Pulverturm eingerichtet, die ab 1930 im Stil der Neuen Sachlichkeit gebaut worden war, hier der Sitzungssaal: Dennoch wurde dieses Gebäude wieder „Stadthaus“ und nicht „Rathaus“ genannt. Solche improvisierte Selbstbescheidung war durchaus zeitgemäß und angemessen, denn schließlich hatten sich Parlament und Regierung der neu gegründeten Bundesrepublik in der provisorischen Hauptstadt Bonn ebenfalls in einem Altbau der Neuen Sachlichkeit niedergelassen: Hier die Pädagogische Akademie, gleicher Jahrgang 1930, erweitert um den neuen Sitzungssaal des Parlaments. Dazu die Skizze des Architekten Hans Schwippert mit einer kreisförmigen Sitzordnung als demokratisches Forum, ein Vorschlag, den Konrad Adenauer verwarf, später im neuen Ratsaal von Mainz wieder aufgenommen und Vorbild für andere Bauten.

Doch zurück. Erst 1955 erhielt die stagnierende Planung zum Wiederaufbau in Mainz einen neuen Impuls durch die Zusage von Bundesmitteln. Diese Anregung nutzte der seit Juli 1954 im Hochbauamt tätige Architekt Egon Hartmann zur Anfertigung einer Gesamtplanung für die Mainzer Altstadt. 1957 wurde Hartmann stellvertretender Leiter des neu gegründeten Stadtplanungsamts, 1958 präsentierte er diesen Entwurf zur Rheinufergestaltung mit einer Kammbebauung für Stadtverwaltung, Büros und Hotel. Als Gelenk zur inneren Stadt und Randbebauung eines großen Platzes mit breiter Treppe am Fluss sehen Sie in diesem Winkel als Flachbau das neue Rathaus. Der Ratssaal ist als Baukörper zum Dom hin orientiert. In all seinen Beiträgen zeigt die Arbeit Hartmanns vom Konzept bis hin zur Darstellung die hohe Kompetenz des versierten Stadtplaners, die er unterdessen auch anderenorts bewies.

In dem mit internationaler Prominenz durchgeführten Wettbewerb „Hauptstadt Berlin“ hatte sein Beitrag neben dem von Hans Scharoun einen zweiten Preis erhalten. In suggestiver Darstellung wird hier die Zukunftsvision einer Hauptstadt vorgestellt, die bei Bewahrung der wichtigsten historischen Bauten auch neue Raumerlebnisse vermitteln sollte. So unterschied er das Raumerlebnis des Autofahrers (hier mit den für Hartmann typischen Kammbauten) - von dem der Fußgänger, die sich in weiten Stadt-Räumen zwischen offenen Pavillons freizügig zu bewegen scheinen.

Der erste Preis ging an die Arbeitsgemeinschaft Spengelin/Pempelfort, hier vorne im Bild Friedrich Spengelin mit seiner Frau Ingeborg, neben ihr Willy Brandt, links Rudolf Hillebrecht, der Vorsitzenden dieses Preisgerichts, der genau zehn Jahre später das Preisgericht zum Mainzer Rathaus leiten wird. Hillebrecht, Stadtbaurat in Hannover, war zu dieser Zeit der wohl bedeutendste Stadtplaner in Deutschland, international bestens vernetzt, stets auf dem neuesten Stand der Fachdiskussion, ein Star seiner Profession: Hier auf der Titelseite des *Spiegel* mit Bericht über Hannover zu sehen.

Ganz im Sinne der Verschmelzung von Stadt und Natur zur offenen Stadt-Landschaft zeigt der mit dem ersten Preis prämierte Entwurf die Auflösung des alten Berlin und ein neues politisches Zentrum mit Parlament und Regierung auf einer Plattform am Ufer der verbreiterten Spree, darunter das Reichstagsgebäude; links unten das freigestellte Brandenburger Tor: Fast meint man hier Grundzüge aus Hartmanns Konzept für das Mainzer Rheinufer aus demselben Jahr 1958 zu erkennen; die Bauten im Modell fast schwebend, in horizontaler Schichtung. Dieses Jahr war ein Höhepunkt der westdeutschen Nachkriegsmoderne, die im Aufstieg zum Wirtschafts-„Wunder“ zugleich aber doch in eleganter Bescheidenheit auftrat. Diese viel gepriesene „Haltung der Zurückhaltung“ war es, die der deutschen Baukultur in diesem Jahr auch internationale Anerkennung bescherte.

Mit ihren gläsernen Pavillons als Beitrag zur Weltausstellung in Brüssel 1958 gelang den Architekten Egon Eiermann und Sep Ruf unter eben diesem Motto der „Haltung der Zurückhaltung“ der Anschluss an die Internationale Moderne: Horizontale Schichtung mit größtmöglicher Transparenz, leichte Bauten für begrenzte Zeit, in Weiterentwicklung der Klassischen Moderne der 20er Jahre. Bald galt dieses grazile Ensemble als Leitprojekt deutscher Baukultur, Eiermann war Vorbild für viele Kollegen und einer der bekanntesten Architekten jener Zeit.

Doch zurück nach Mainz. Hier wurde ab 1960 ein Rheinufer-Wettbewerb vorbereitet und zwei Jahre später entschieden. Gefordert war neben dem Rathaus eine Stadthalle, ein Sendesaal für den Südwestfunk, ein Hotel, ein Café sowie neue Schiffsanlagen am Ufer. Mangels einer gänzlich überzeugenden Lösung wurde ein erster Preis nicht vergeben, sondern lediglich drei zweite Preise. Hier der Entwurf

der Mainzer Kollegen Laubach und Müller mit pavillonartig aufgeständerten Bauten, ein zeittypischer Entwurf, nach dem Heinz Laubach, zugleich Stadtverordneter, ab 1962 Fraktionschef der CDU, mit dem Bau der Stadthalle beauftragt wurde - hier rechts im Modell zu sehen, die wegen des vergoldeten Faltdachs den Namen „Rheingoldhalle“ erhielt. Daneben der Beitrag der Frankfurter Architekten Apel und Beckert mit Uferpromenade und Bauten in horizontaler Schichtung am Brand.

Die anderen prämierten Mainzer Büros – Giani und Wagner erhielten ebenfalls einen zweiten Preis, Gill und Pfeifer einen dritten – legten als Arbeitsgemeinschaft 1965 eine Überarbeitung ihrer Entwürfe vor: „Ein 9-geschossiger Turmbau sollte den städtebaulichen Akzent mehrerer Baukörper bilden, die sich um einen zentralen Rathausplatz gruppieren“, schrieb Rainer Metzendorf in seiner Studie zu den Folgen dieses Wettbewerbs: „Die kalkulierten Baukosten dieses Verwaltungszentrums, das sämtliche städtische Dienststellen aufnehmen sollte, überstiegen die finanziellen Möglichkeiten der Stadt so sehr, dass man bescheidenere Lösungen wie in den Umzug in das ehemalige Kurfürstliche Schloss oder eine Erweiterung des Provisoriums am Pulverturm andachte“. Während diese Ansicht eine freizügig horizontal gegliederten Platzrandbebauung mit vertikalem Akzent zeigt, lässt der Schnitt durch diese Anlage mit allen Untergeschossen die erforderlichen Investitionskosten ahnen.

Betrachtet man die zu jener Zeit anderenorts prämierten Entwürfe, fallen Ähnlichkeiten auf, wie der Blick in diese Umschau einer Fachzeitschrift von 1962 zeigt. Furore machte damals diese auf dem Titelblatt abgebildete, mit dem ersten Preis ausgezeichnete Planung von Roland Ostertag für das Rathaus in Mannheim 1961. Im gleichen Jahr entwarf er das Rathaus in Kaiserslautern, nach dem Wettbewerb zügig realisiert, wobei allerdings das gebaute Ergebnis bald anders in Erscheinung trat, als das luftige Modell vermuten ließ. Dennoch war das Projekt bald hoch gelobtes Markenzeichen der Stadt und Vorbild für einige Nachfolgebauten.

Mitte der 60er Jahre setzte ein Bau-Boom neuer Rathäuser ein, und wenige Tage nach seiner Wahl zum Oberbürgermeister von Mainz erklärte Jockel Fuchs (SPD) im Mai 1965 programmatisch: „Die Selbstdarstellung des Gestaltungswillens unserer Generation ist eine verpflichtende Aufgabe. Dazu gehören die Stadthalle und das

Rathaus...“ Im Juli 65 gab der Stadtrat den Auftrag, auf Grundlage der Pläne von 1962 die Vorbereitungen für den Neubau voranzutreiben, doch verschlechterten sich die finanziellen Bedingungen derart, dass Heinz Laubach vorschlug, die städtischen Ämter in das Kurfürstliche Schloss umzusiedeln. Hinzu kam die Einsicht des Stadtrats, „dass sich eine Bebauung des Brandes eher für ein Geschäftszentrum eignen würde, zumal Großinvestoren hierfür Interesse zeigten. Man entschied sich nun für ein kleineres Rathaus am Rhein und lobte 1967 erneut einen diesmal kombinierten Planungswettbewerb aus. Der Neubau des Rathauses und die Gestaltung des Halleplatzes bildeten den zu realisierenden Teil, während die Errichtung des Geschäftszentrums mit Wohnungen auf dem Brand als Ideenwettbewerb ausgeschrieben wurde,“ so Rainer Metzendorf in seiner Studie: „Zugelassen waren nur Mainzer Architekten, die Preisträger des vorangegangenen Verfahrens, sowie fünf zusätzlich eingeladene Büros, von denen man annahm, dass sie dieser anspruchsvollen Aufgabe gewachsen waren“. Zu diesen eingeladenen Büros gehörte auch das dänische Büro von Arne Jacobsen und Otto Weitling aus Kopenhagen.“

Wir erinnern die Forderung von Jockel Fuchs (hier später mit Otto Weitling), dass die „Selbstdarstellung des Gestaltungswillens unserer Generation“ eine definitiv zeitgemäße Architektur erfordert. Dem entsprechend anspruchsvoll hieß es in der Ausschreibung: „Wenn ein Rathaus in der heutigen Zeit mehr sein soll und mehr sein kann als nur ein Verwaltungsgebäude mit einem Sitzungssaal, dann darf es zugleich etwas von dem ausdrücken, was man unter Bürgersinn und Bürgerstolz versteht.“ Doch welchen Ausdruck sollte man dafür finden, in jenem Jahr 1968, in dem der Wettbewerb bearbeitet und entschieden wurde? Zehn Jahre waren vergangen zwischen den Leitprojekten einer aufgelockerten Stadtlandschaft – hier die Überarbeitung der Entwürfe aus dem Wettbewerb 1962 - und den jetzt international gängigen Forderungen nach urbaner Verdichtung, kompakter Funktionsmischung und einer neuen Bau-Körperlichkeit.

So wurde beispielsweise ab 1965 Richard Dietrichs Konzept zur Meta-Stadt heiß diskutiert, in der Weltausstellung Montreal 1967 war das Bau-Gebirge Habitat von Moshe Safdie Sensation – Ergebnis einer internationalen Bewegung junger Architekten, die ab Mitte der 50er Jahre im Protest gegen die weiträumige

Funktionstrennung im Sinne Le Corbusiers und gegen die Auflösung der Städte neue Konzepte zur Verdichtung städtischer Strukturen entwarfen. Schon 1957 hatte die englischen Architekten Alison und Peter Smithson ihr Konzept einer Cluster-City entwickelt; im Hauptstadtwettbewerb Berlin 58 provozierten sie das Preisgericht durch eine skulpturale Überformung der historischen Mitte Berlins. Statt Leichtigkeit, Transparenz und Schichtung galten nun die schweren Volumen als zeitgemäß, wenn möglich amorph in Sichtbeton ausgeführt: Gezeigt sei hier nur als Beispiel hervorragender Bauten aus dieser Zeit das Stadttheater in Ingolstadt, gebaut nach Entwurf von Hardt-Waltherr Hämer, ab 1966 das international werbewirksame Wahrzeichen der Stadt, eine Skulptur aus Beton, wie ein Gebirge mit schroffen Schluchten, doch im Inneren von überraschender Helligkeit. Ein anderes Beispiel aus dem gleichen Büro ist die Stadthalle in Paderborn. Hier tritt der Bau mit einem mächtigen Sockel und gefaltetem Bleidach selbstbewusst im Stadtbild auf und nimmt trotz seiner Masse doch subtil Bezug zur Umgebung, wobei der Maßstab des Projekts „einem Häuserblock der Altstadt“ entsprechen sollte, wie es in der Erläuterung hieß: Der historische Kontext wurde zum Thema einer neuen Sprache moderner Architektur.

Weltweite Anerkennung erzielte Gottfried Böhms Rathaus in Bensberg, 1967 gebaut, das die Tradition des deutschen Expressionismus neu belebte. Hier ein Blick auf den wie eine Skulptur modellierten Rathausturm, wie ein trotziger Wehrturm über der Stadt aufragend. Doch es war eine internationale Strömung, die solche Bau-Körper nach sich zog. Weltberühmt wurden die Parlaments- und Regierungsbauten für Bangladesh, die der amerikanische Architekt Louis Kahn Mitte der 60er Jahre entwarf - und so der Baukultur des 20. Jahrhunderts neue Maßstäbe setzte, errichtet auf einem Grundriss in differenzierter Geometrie: Hier die Hauptzugangsebene des Parlaments, das bald als „nationales Symbol des Aufbruchs einer demokratischen Gesellschaft“ gewürdigt wurde. Wie eine Zitadelle steht das Bauwerk monumental in der Landschaft, dazu ein Detail in diesem Symbolbau wehrhafter Demokratie.

Die wichtigsten Beiträge zu dieser Epoche kamen indes aus den skandinavischen Ländern. In Finnland war es der geniale Altmeister Alvar Aalto, der mit seinem ab 1967 gebauten Kulturzentrum „Finlandia“ die so genannte „Akropolis am Meer“ entwarf, auch als „Vorgebirge Helsinkis“ bezeichnet. Wie ein kantiger Felsen erhebt

sich der mit weißen Marmorplatten verkleidete Bau am Ufer, von weitem schon als Wahrzeichen der Stadt wahrnehmbar: leuchtende Wände am Ufer, in hellem Kontrast zur Silhouette der alten Stadt mit hohem Turm. Schon 1963 hatte Aalto sein vielbeachtetes Kulturzentrum am Rathausplatz in Wolfsburg fertig gestellt, außen in wuchtiger Kubatur, im Inneren geeignet für unterschiedlichste Nutzungen.

Doch kommen wir nun zu dem anderen Meister skandinavischer Architektur, endlich zu Arne Jacobsen. 1902 in Kopenhagen geboren, hatte er schon 1937 ein Rathaus für Arhus entworfen. In einer Werkanalyse wurde dieses Gebäude mit dem Stichwort „Monumentaler Modernismus“ bezeichnet. Tatsächlich besteht das Rathaus aus einer funktional geschickten Komposition wuchtiger Baukörper, verkleidet mit Marmor als Außenhaut, überragt vom schlanken Turm. Bis ins Detail eine gelungene Verbindung von Monumentalität und lichter Moderne, hier der Ratssaal mit stilisiertem Stadtgrundriß. Sein nächstes Rathaus in Sölleröd zeigt 1947 ähnlichen Charakter, auch hier erzeugt die Marmorverkleidung ein geschlossenes Bild. Ganz anders das dritte Rathaus in Rödovre, zehn Jahre später. Ein eleganter Flachbau mit Glasfassade, bis ins Detail ganz im Sinne jener leichten Ästhetik der Pavillonbauten, wie sie etwa im deutschen Beitrag zur Weltausstellung in Brüssel zu sehen war.

In zeittypischer Eleganz erhebt sich dieses Hochhaus von Jacobsen über flachem Sockel aus dem Stadtbild von Kopenhagen, doch lassen spätere Bauten wieder die Hinwendung zu geschlossenen Körpern erkennen, wie hier der Speisesaal eines College in Oxford. 1965 folgte die erste Baustufe der dänischen Nationalbank, nach Jacobsens Tod im Februar 1971 von Dissing und Weitling fertig gestellt. Doch sind wir nun schon weit über den Mainzer Wettbewerb von 1968 hinausgegangen und blicken zurück auf das Ergebnis der Ausschreibung.

Im April 1968 tagte unter Vorsitz von Rudolf Hillebrecht ein prominent besetztes Preisgericht, dem neben dem Mainzer Beigeordneten Hans Jacobi und den üblichen Fachpreisrichtern wie dem Oberbürgermeister und den Vertretern der im Stadtrat vertretenen Parteien auch Egon Eiermann als Star-Architekt der westdeutschen Nachkriegsmoderne und Jürgen Joedicke angehörte, Architekturprofessor in Stuttgart, international renommierter Experte für Geschichte und Theorie moderner Architektur, der im Vorjahr, 1967, mit dem Team um Günter Behnisch den ersten

Preis im Wettbewerb um die Olympischen Spiele in München gewonnen hatte: Hier Joedicke links, in der Mitte Hillebrecht, rechts Hans Jacobi. Kurzer Rückblick:

1967 hatte das Münchner Preisgericht unter Vorsitz von Egon Eiermann, hier im Bild mit Franz Josef Strauss, Hans-Jochen Vogel und Willy Daume vom IOC entschieden, im Blick auf die dann so genannten Heiteren Spiele in München ein Experiment zu wagen, da Behnischs Zeltlandschaft im Modell unten zu sehen – noch eine konstruktive Entwicklung verlangte, deren Ergebnis nicht absehbar war. Das Geländemodell zeigt einen als Zeltlandschaft aufgespannten Nylonstrumpf, für den eine angemessene Baustruktur erst noch zu finden war. Wir wissen: Das Experiment gelang, das Ergebnis schrieb Geschichte. „Die heiteren Spiele von München 1972“ veränderten das Bild Deutschlands in der Welt. Gegen allen Widerstand hatte Egon Eiermann diese Entscheidung durchgesetzt und verteidigt, die Geschichte gab ihm recht. In dieser Zeit des Umbruchs der Nachkriegsmoderne traf auch das Mainzer Preisgericht mit Eiermann und Joedicke eine mutige Entscheidung - für eine stadträumlich besondere Lösung, jedoch ganz anderer Art als in München.

Gleichsam als Gegenpol zur Münchner Leichtigkeit markierte die Entscheidung der Jury für den Entwurf von Jacobsen und Weitling die ganze Breite des Spektrums der Architekturströmungen jener Zeit am Ende der 60er Jahre. In der Erläuterung hieß es zu diesem Projekt: „Das Preisgericht sieht in ihm eine eigenständige und herausragende Lösung. Der Vorschlag der diagonalen Erschließung und der diagonalen Führung der Baukörper ist ein neuer und eigenständiger Beitrag, der die Struktur der mittelalterlichen Stadt aufnimmt und neu interpretiert.“ Gegenüber den sonst übliche Verwaltungstürmen neuer Rathäuser heißt es weiter: „Die Höhenentwicklung der Gebäude ist so gehalten, dass keine Störung der historischen Stadtsilhouette auftritt.“ In Gegensatz zu den sonst üblichen Zweckbauten wurde für das Mainzer Rathaus ein Monument in wuchtiger Kubatur vorgesehen, ein Bauwerk, das in seiner eigenwilligen Setzung dem mehrfach zitierten „Bürgerstolz“ sinnfällig Ausdruck geben sollte.

Von 22 Beiträgen wurde einer mit dem dritten Preis, zwei mit je einem zweiten Preis und einer eindeutig mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Ein Blick auf die Arbeiten der anderen Preisträger mag helfen, die Entscheidung des Preisgerichts besser zu

verstehen. Hier sehen Sie die Arbeit des dritten Preisträgers, den Beitrag von Maurer und Mauder aus München, eine lineare Baustruktur vom Brand bis zum Rheinufer, horizontal geschichtet, mit weitem Platz am Eisenturm und blockartigem Rathaus. Ein zweiter Preis ging an eine Arbeitsgemeinschaft um Wolfgang Hirsch, hier wieder das Prinzip Schichtung im Stadtraum mit zwei verknüpften Hausscheiben und dem Ratssaal am Rhein. Der andere zweite Preisträger, das Düsseldorfer Büro Hentrich, Petschnigg und Partner, zeigt wieder eine eher lineare Struktur am Brand, dazu kontrastierend ein kompakter Gebäudekomplex mit vertikalem Akzent. Auch hier ist im Vordergrund rechts die Rheingoldhalle zu sehen, die sich damals bereits im Bau befand. Ich denke, dieser Vergleich lässt – trotz schlechter Abbildung - die Qualität des ersten Preises besser erkennen: Im Ideenwettbewerb für den Brand ist am nördlichen Rand der Altstadt ein Gefüge kompakter Bauten mit schmalen Einschnitten zu erkennen, das den vorhandenen historischen Stadtkörper ergänzt.

Das Spiel mit den Diagonalen wird fortgesetzt durch die Schrägstellung der Rathaus-Fassade, die sich als klares Bild der Stadt zuwendet - und zugleich den Blick zum Rhein hin weiterleitet; in umgekehrter Richtung, von der Rheinbrücke her gesehen, öffnet der Platz den Blick auf die Altstadt mit Dom, wie diese Bilder belegen.

Deutlich ist das Konzept auch in diesem Lageplan abzulesen. Dazu erklärte Jacobsens Partner Otto Weitling: „Mainz besteht heute im wesentlichen aus einer begrenzten Anzahl prägnanter alter Gebäude wie z.B. aus den Palästen und Kirchen, dem Theater und der Universität, die wie ein statisches Gerüst die amorphe Kleinteiligkeit alter und neuer Baumassen zusammenhalten. Sie zeigen, der baulichen Gesinnung ihrer Zeit entsprechend, in verschiedensten Baustilen einen kubisch-ruhigen, repräsentativ-statischen Charakter und beherbergen bedeutende öffentliche Funktionen. Wir hielten es für wichtig, an diesen deutlich spürbaren Formenkanon anzuschließen. Denn das neue Rathaus sollte keinen Bruch mit der Tradition darstellen, sondern historische Kontinuität der öffentlichen Bauten weiterführen.“

Die Entscheidung des Preisgerichts war einstimmig, ausdrücklich auch unter Zustimmung der Fachpreisrichter mit Oberbürgermeister, Beigeordneten und den Vertretern der Parteien CDU, FDP und SPD. Eindeutig wurde empfohlen, diese

Planung zügig ausführen zu lassen. Oberbürgermeister Fuchs erklärte am 29. Mai 1968: „Diese Einmütigkeit liefert Stadtrat und Verwaltung die besten Grundlagen für die endgültige Bestimmung der Formgestaltung.“ Nach 500 Jahren endlich ein Rathaus, nach dem neuesten Stand der Fachdiskussion konzipiert, entworfen von einem weltweit bekannten Architekten: Stolz und Erleichterung hätten Folge sein können, doch wurde das Ergebnis bald wieder in Zweifel gezogen. In einer Bürgerversammlung „manifestierte“ die Stadtratsfraktion der CDU deutlich ihr Unbehagen, und ihr Vorsitzender wiederholte im Gegensatz zur Empfehlung des Preisgerichts den in der Bürgerschaft weiterhin populären Vorschlag, das Kurfürstliche Schloss zum Rathaus zu machen. Die Presse bemerkte kritisch dazu: „Im Bürgergespräch sollte die Meinung der Mainzer zu diesem Thema erforscht werden. Zugleich aber wärmten die Parlamentarier Laubach und Dr. Hofmann den Plan der Verwendung des Kurfürstlichen Schlosses als Repräsentativ-Rathaus wieder auf. Und das just drei Tage vor der Entscheidung des Rats, über die endgültige Form des Rathauses. Uns scheint, dass es der CDU weniger um eine Meinungsforschung ging, sondern dass ihr mehr daran gelegen war, die Mitverantwortung für einen verbindlichen Ratsbeschluss von sich zu schütteln.“

Mit diesem populären Gegen-Vorschlag war die Chance einer die Parteien übergreifenden, gemeinsamen Werbung und Vertrauensbildung für das neue Rathaus vertan. Die Debatten zogen sich hin, bis im Dezember 1969 gegen die Stimmen der CDU das Projekt entschieden wurde. Dazu bemerkte der Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung in Mainz, Hermann Dexheimer: „Der Bedeutung des geschichtlichen Augenblicks in der Nachkriegsentwicklung der Stadt war es nicht angemessen, daß alte Querelen, die schon sehr ins Persönliche gehen, wieder aufgenommen wurden. Dadurch erreichte die Debatte zuweilen ein Niveau, das lediglich während der Wahlkämpfe angebracht erscheinen mag. Nachdem über zwei Jahre lang das Für und Wider des Rathausprojektes diskutiert wurde, hätte man annehmen können, dass alle Parteien – wie bereits beim Vorentwurf – ihr Ja geben.“ Und weiter: „Mainz brauchte Mut, sich zu diesem Rathaus der siebziger Jahre zu bekennen. Es hat ihn bewiesen. Man jetzt nur Glück zum guten Gelingen wünschen!“

Mit diesem Rathausstreit war eine Kontroverse entfacht, die sich mit wechselnder Intensität bis heute hinzieht, eine Kontroverse, in der sich auch heute die Meinung

der Experten deutlich von der jener Bürger unterscheidet, die sich mit dem neuen Rathaus nicht anfreunden konnten. Am Silvestertag 1973, vor nunmehr fast 40 Jahren, wurde das Rathaus feierlich seiner Bestimmung übergeben. Kurz nach der Fertigstellung kommentierte Jürgen Joedicke das Ergebnis seiner Entscheidung mit folgenden Worten: „Als später Nachläufer der Welle der Rathausbauten der 50er und 60er Jahre in Deutschland wurde das Rathaus in Mainz fertig gestellt – ein Bau, der sich in allem von dem unterscheidet, was typisch für die Rathausbauten der vergangenen Jahre war. Selbst im Lebenswerk von Arne Jacobsen, der 1971 starb und die Fertigstellung nicht mehr erleben konnte, nimmt dieser Bau eine Sonderstellung ein ... Mainz kann sich rühmen, einen einzigartigen Bau als Rathaus zu besitzen, eine originäre Leistung, mit allem Pro, aber auch Contra, das wahrscheinlich mit einem solchen Bau zwangsläufig verbunden ist.“ Hellsichtig fügte Joedicke hinzu: „Die Historiker werden sich einmal schwer tun mit der Einordnung dieses Baues, der jenseits der bisher bekannten Kategorien steht ... Was hier entstanden ist, ist eine innovative, originäre Lösung von der sich erst spät erweisen muss, ob sie singulär war oder Aufbruch zu neuen Ufern ist.“

Meine Damen und Herren, auch ohne nun meine Betrachtung des Bauwerks bis in sein Innenleben hinein zu erweitern, wage ich zu behaupten: Dieses Rathaus ist singulär, ein Gebäude von hoher Qualität, einzigartig in jener Zeit, in der – hier das Stadthaus in Bonn - eher formal neutrale Verwaltungsmaschinen als solche Gebäude mit höchstem ästhetischen Anspruch und ortsbezogen formulierter Begründung errichtet wurden. Dennoch ist es kein Wunder, dass – nicht nur in Mainz – angesichts des inzwischen über die Jahrzehnte quasi natürlich gewachsenen Sanierungsbedarfs solcher Gebäude vielerorts ähnliche Grundsatzdebatten aufgebrochen sind.

So fand kürzlich unter Beteiligung namhafter Denkmalpfleger, Kunsthistoriker und Vertreter des Bundes Heimat und Umwelt eine Tagung im Rathaus Reutlingen statt, in dem an typischen Problemfällen die Erhaltung des kulturellen Erbes aus den 60er und 70er Jahren diskutiert wurde. Unter dem provozierenden Titel „Klötze und Plätze“ wurden „Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten“ jener Zeit erkundet. Das Titelblatt zeigt das Rathaus in Kaiserslautern als bedeutendes Dokument jener Epoche, ebenfalls auf dem Buchumschlag ist das Mainzer Rathaus zu sehen, dessen Qualitäten und Probleme in der Tagung Dr. Glatz kommentierte.

In diesem Heft der Fachzeitschrift *Bauwelt* vom Oktober 2012 wird ein Überblick über vergleichbare Fälle gegeben, doch erscheint mir bemerkenswert, mit welchem Nachdruck auch hier die besondere Qualität dieses Rathauses in Mainz gegenüber anderen aus der gleichen Zeit hergehoben wird. Der Beitrag würdigt kenntnisreich die Einzigartigkeit des Gebäudes und geht ausführlich auf die Sanierungsnotwendigkeiten ein, die allerdings in unterschiedlichen Stufen und Kostengrößen bearbeitet werden können. Bis in die Raumstruktur und die Inneneinrichtung mit den von Jacobsen selbst entworfenen Möbeln wird das Gebäude als Gesamtkunstwerk gewürdigt und die Frage gestellt, ob dieses Gesamtkunstwerk nicht durch behutsame Sanierung eine „Renaissance“ auch im Bewusstsein der Bürger erleben könnte. Gerade die Abgeschlossenheit des Bauwerks und die Anmutung von Wehrhaftigkeit habe diesem Rathaus – bei aller Bescheidenheit im Inneren - eine besondere Würde mit geradezu sakraler Wirkung gegeben, die als besondere Interpretation von Bürgerstolz und kommunaler Autonomie hier überzeugend Gestalt gefunden hat.

Vielleicht lässt sich ja aus dem frühen Verlust der Stadtfreiheit, aus der langen Dauer von Provisorien und der geradezu traumatischen Wiederkehr von Besatzungsmächten und Fremdherrschaft erklären, warum gerade in Mainz der „Bürgerstolz“ und eher die Wehrhaftigkeit der kommunalen Demokratie im Gestaltungswillen einer jungen Generation von Politikern wie Jockel Fuchs ihren Ausdruck finden sollten als die Banalität optimierter Verwaltungsabläufe in kostengünstig errichteten Zweckbauten. Freilich kann man die Geste der Erhabenheit auch als Überkompensation des jahrhundertelangen Mangels an repräsentiertem Selbstbewusstsein der Bürger deuten, doch bleibt dieses Bauwerk – auch im internationalen Vergleich – ein herausragendes Dokument seiner Zeit.

Natürlich lässt sich über Vieles streiten, und fraglos gibt es dringenden Handlungsbedarf, doch bietet die allzu lang aufgeschobene Entscheidung für eine gründliche Sanierung jetzt unserer Generation die Chance, einerseits mit Blick auf die Bedingungen der Entstehungszeit der heutigen Stadtgesellschaft ein neues Verständnis für die Besonderheit dieses Bauwerks zu vermitteln – und andererseits in Vorbereitung der Sanierung berechnete Kritik aufzunehmen. Dazu will ich nun

zum Schluss meines Vortrags nur drei Stichworte geben, die allerdings nicht die technischen Mängel und Maßnahmen energetischer Sanierung betreffen. Mit der Bezeichnung „Fuchsbau“ ist der von Anbeginn als zu klein empfundene Eingang angesprochen, zweitens auch die Enge und Unübersichtlichkeit des Foyers. Drittens ist die mangelnde Einbindung in das städtische Umfeld zu nennen, die sich aus dem damals noch geltenden Dogma strikter Trennung der Verkehrswege ergab.

Ich meine, dass sich durch behutsame Eingriffe und durch eine differenzierte Gestaltung des Umfelds, durch neue Raumbildungen und Treppenanlagen attraktive Wegebeziehungen und Blickbezüge schaffen lassen, die das Rathaus und seine Umgebung in der Gelenksituation zwischen Altstadt und Rheinpromenade zu einem lebendigen Teil der Innenstadt machen könnten. Wie dringend sich die Aufgabe der Urbanisierung des gesamten Ensembles am Rheinufer stellt, mögen einige Schlaglichter zeigen. Von der Rheinstraße aus nicht zugänglich, ist der Rathausplatz von der Altstadt her nur über eine Brücke durch die Einkaufszone zu erreichen. Seitliche Zugänge sind verschlossen, von der Uferpromenade aus sind die Treppen versperrt oder kaum zu entdecken, wie dieses Bild vom Hauptzugang zeigt, hinter dem sich eine Treppenschlucht öffnet.

Warum gibt es hier nicht eine großzügige Treppenanlage mit weitem Ausblick, die Stadt, Rathaus und die Flusslandschaft verbindet? Oben angekommen, öffnet sich der Blick auf den Rhein mit der Brücke, von der aus sich in der Gegen-Perspektive die Stadtsilhouette entfaltet, wie von den Architekten gedacht. Doch warum ist der Eingang zum Rathaus kaum zu sehen, abgegrenzt von einer Brüstung, der man sich kaum zu nähern wagt: Das Schild „Betreten verboten!“ ist nicht gerade freundlich.

Warum muss man erst in der Versenkung verschwinden, um dann ein dunkles Foyer betreten zu können, in dem ein hoher Lichtschacht die Besucher überrascht?

Das Foyer selbst hat ein angenehme Intimität, die ich bei Kunstausstellungen zu schätzen wusste, doch fällt die Orientierung schwer: Selbst der wunderbare Ratssaal ist für Orts-Unkundige kaum zu entdecken. Ich denke, dass man mit gezielten Eingriffen dem Gebäude eine freundlichere Atmosphäre geben kann, ohne seinen Charakter zu ändern, das Potential ist gegeben: An dieser Stelle ist daran zu erinnern, dass im Wettbewerbsentwurf eine öffentliche Durchwegung vorgeschlagen

war. Das Bauwerk selbst behauptet sich weiterhin überzeugend in seiner Umgebung, markiert grandios den Zeitsprung aus der Geschichte in die 70er Jahre, doch hat es solche Verwahrlosung - und auch die Vernachlässigung im Bewusstsein der Bürgerschaft nicht verdient.

Wenn ich heute von Forderungen nach Umzug, Abbruch und Neubau höre, stellen sich für mich drei Fragen: Kann man sich in der über 2000-jährigen Stadtgeschichte nach über 500 Jahren Standortdebatten mit höchstem Anspruch auf eine gebaute Selbstdarstellung der Bürgerschaft an prominenten Orten in der Stadtmitte heute wirklich noch einen Umzug in einen kostengünstig errichteten Zweckbau vorstellen – sei's auf der grünen Wiese oder im wilden Gemenge eines Gewerbegebiets? Zweitens: Wer sollte Nachnutzer sein in einem Gebäude, das mit hohem gestalterischem Anspruch einzig für diese Aufgabe in Funktion und Gestalt konzipiert worden ist – und wer sollte dafür die Sanierungskosten übernehmen, die die Stadtbürgerschaft selbst verweigert? Und im radikalen, für mich kaum denkbaren Fall: Wie sind die Abbruchkosten zu beziffern, die nicht nur die materielle Entsorgung dieses riesigen Bauwerks mit allem Sondermüll betreffen würden, sondern vor allem den kulturellen Schaden, den die Landeshauptstadt Mainz sich in aller Welt einhandeln würde, wenn sie aus finanziellem Kalkül ein international gerühmtes Baudenkmal als Symbol ihrer Gemeinschaft aufgeben würde?

Ich kann darauf keine Antworten geben, bin aber klar der Meinung, dass sich die Stadt nach gründlicher Prüfung der Mängel und der Bedarfe dazu entschließen sollte, dieses einmalige Erbe anzunehmen und fruchtbar zu machen. Dieses vor der bewegten Stadtsilhouette breit am Rhein gelagerte Bauwerk mit seiner durch Gitterstrukturen rhythmisch gegliederten Fassade hat sich als Wahrzeichen der Stadt inzwischen tief ins kollektive Gedächtnis eingepägt, wie auch dieses stilisierte Signet als einprägsames Markenzeichen einer Tageszeitung zeigt.

Aus meiner Sicht ist es auch die Achtung vor der Entscheidung und Leistung früherer Generationen, die solche Achtung des Bauwerks fordert. Ich glaube nicht, dass wir in unserer Zeit der Finanzkrisen, ökologischen Herausforderungen und rasant wechselnder Geschmacksvorlieben im Bauen für diesen Standort und diese Aufgabe etwas grundsätzlich Besseres schaffen können. Deshalb sollte man den Bestand

verbessern: Technische Erneuerung und energetische Sanierung sind Pflicht, Öffnung und Urbanisierung denkbar, Vorschläge dazu gibt es bereits. Das Gebäude hat viel Potential. Durch überschaubare Maßnahmen sollte es derart zukunftsfähig gemacht werden, dass bei gutem Gelingen spätere Generationen Mainzer Bürger stolz können, ein solches Wahrzeichen zu besitzen.

Entwurf Einführungsreferat zur „Bürgerinformation“

in stark gekürzter Fassung vorgetragen am 25. Januar 2013 im Rathaus Mainz.

**Anlage zum Protokoll, nur zur internen Kenntnisnahme,
nicht zur Publikation und Verbreitung**